



EDITORIAL

Das Christentum ist schön. Bis heute lösen seine Feste und Feiern, seine Dichtungen, Gesänge, Bilder, seine Gottesdienste und liturgischen Handlungen ein Wohlgefallen aus, das sich Gläubigen wie Nichtgläubigen mitteilt. Jahrhundertlang war die Kirche als «Mutter der Bilder» (Emil Wachter) ein Hauptquell geistiger Anregung und künstlerischen Schaffens. Ein Zusammenspiel aller Handwerke und Kunstfertigkeiten machte das Wort der Offenbarung sinnlich greifbar – nicht nur für Auge und Ohr, sondern für alle Sinne: Man denke an die Handauflegung, die Waschung, den Kuss, an den Duft von Öl und Weihrauch, den Geschmack von Brot, Wein und Salz. Die Gegenwart der Künste reichte vom Alltäglichen bis zum Außerordentlichen, vom Gottesdienst und Schmuck in bescheidenen Dorfkirchen bis zu den Programmen mittelalterlicher Kathedralen, den Deckenfresken des Barock, den erzählenden Bildern der Nazarener im 19. Jahrhundert – wie denn auch in dieser Zeit Musik und Dichtung alle Register des Triumphs, der frommen Innigkeit, der rhetorischen Aufforderung und des evangelisierenden Nachdrucks (John Milton, Johann Sebastian Bach, Friedrich Gottlieb Klopstock!) ziehen.

Das «Bündnis der Kirche mit den Künsten» ist oft beschworen worden – am sehnsüchtigsten in der Romantik. So hat Chateaubriand in seinem «Génie du christianisme» (1802) der *Dogmatik* des Christentums seine *Poetik* gegenübergestellt. Alex Stock hat dieses Experiment in seiner «Poetischen Dogmatik» (vier Bände, 1995–2001) für unsere Zeit wiederholt – mit breiter Referenz zur zeitgenössischen Kunst, Liturgik, Ästhetik.

Wie entsteht solche Schönheit? Wie wird sie weitergegeben, wie erneuert sie sich? Wann und wodurch verfällt sie? Wie äußert sie sich in den einzelnen Künsten? Welche Brechungen erfährt sie im Leben der christlichen Kirchen: bei Altorientalen und Orthodoxen, bei Katholiken und Protestanten? Das sind Fragen, auf die es noch kaum (zureichende) Antworten gibt. Zur genaueren Klärung bedürfte er zweier Dinge: einer im Vergleichen erfahrenen und geübten *Phänomenologie der christlichen Kirchen* – und einer die gottesdienstlichen Formen des Christentums synoptisch betrachtenden *Liturgica historica*. Beides fehlt bis zur Stunde, obwohl es gewichtige Vorarbeiten gibt – ich nenne stellvertretend die Namen Edmund Bishop, Anton Baumstark, Johann Andreas Jungmann, Christine Mohrmann, Romano Guardini, John Hennig, Joseph Ratzinger, Hans Belting.

Der bedeutendste zeitgenössische Entwurf einer theologischen Ästhetik freilich, Hans Urs von Balthasars «Herrlichkeit» (sieben Bände, 1961–1969), hat bisher kaum Eingang in den «normalen» Wissenschaftsbetrieb (auch in den theologischen!) gefunden und liegt bis zur Stunde als erratischer Block am Weg der Forschung.

Das vorliegende Heft versucht in Geist und Gestalt des Schönen einzuführen, indem es zunächst die Ideengeschichte der Schönheit vom Altertum bis in die Postmoderne verfolgt (*Sandra Kluwe*) und zugleich die zeitgenössische «Fetischisierung» des Körpers, das «zum Objekt und zur Ware gewordene Selbst», kritisch diskutiert (*Saskia Wendel*). *Peter Henrici* meditiert über das Schöne als Ereignis und Geschenk und wagt sich an die Thematik der «Schönheit Gottes», *Michael Gassmann* verteidigt die Schönheit der irdischen als Abbild der himmlischen Liturgie. *Hans Maier* erinnert an den Gekreuzigten als Paradox theologischer Ästhetik. Bischof *Friedhelm Hofmann* fragt nach der Funktion von Bildwerken im Kirchenraum: Gibt es auch Kunst, die den Gläubigen nicht zugemutet werden kann? *Wieland Schmied* setzt sich mit Umberto Ecos Büchern über Schönheit und Hässlichkeit auseinander. Und *Rainer Marten* denkt nach über das Wagnis der Poesie im Schatten der Erde und des Todes.

Es ist nicht das erste Mal, dass in COMMUNIO Fragen der philosophischen und theologischen Ästhetik zu Wort kommen. Im Heft «Die Freude» (Juli–August 2004) steht eine Mahnung Hans Urs von Balthasars (aus einem Aufsatz «Die Freude und das Kreuz» in *Concilium* 1968) am Anfang: die Mahnung, über der «freudigen Botschaft», dem Eu-angelion, die «schmerzliche Spitze» des Kreuzes nicht zu vergessen. Das gilt auch für die theologische Betrachtung der Schönheit. Die Spitze des Kreuzes, so Balthasar, darf dem Christentum nicht abgebrochen werden, der Ernst des Leides nicht verdrängt werden (wie im Buddhismus oder der Stoa). Kann also im Christentum im Ernst von Freude – auch von Freude an der Schönheit – die Rede sein? Balthasars sorgfältig unterscheidende und klärende Antwort lautet: «Es ist jedenfalls eine Freude, die sich in weltlichen Gütern nirgendwo genießend niederlassen kann, sondern auch im echten Genuss die Liebe Christi, wie sie sich in der Kirche äußert, vor Augen behält ... Weder kann es sich um eine bloße Abwechslung von Freude und Leid (je nach den Zeiten des Kirchenjahres zum Beispiel) handeln, da dies alles von einem einzigen eschatologischen Standort her beurteilt und geregelt wird, noch darf eine einfache Relativierung des Kreuzes (für den nachfolgenden Christen) durch die Osterfreude in Frage kommen (weil diese Nachfolge bis in die dunkle Nacht des Geistes hineingehen kann ...), noch kann der entscheidende Standort der Kirche einfach als der «nachösterliche» bezeichnet und die Gestimmtheit der Christen undialektisch von dorther bestimmt werden. Vielmehr bleibt die kirchliche Existenz im unauflösbaren Mysterium



des ‹Zwischen den Zeiten›. Ja tiefer: ihr Verständnis des Verhältnisses zwischen Kreuz und Freude steht im Raum des Kreuzesmysteriums Jesu selber, der nur kraft seiner sohnlichen Unmittelbarkeit zum göttlichen Vater die volle Verlassenheit vom Vater bis zum Grund ausleiden kann (a.a.O. 315).

Diese Gedanken bestimmen auch die Haltung des Christen zum Thema ‹Schönheit›. Er steht bewundernd vor den Zeugnissen der Vergangenheit, er ist den ‹schönen Künsten› der Überlieferung so nahe wie kein anderer – aber er weiß auch, dass die Freude an der Schönheit nicht ohne die ‹Verstörung› durch das Kreuzesmysterium zu gewinnen ist. Von daher ist er offen für neue Gestaltungen der Spannung von Kreuz und Freude – und findet einen Zugang auch zu den ‹nicht mehr schönen Künsten› unserer Gegenwart.

Hans Maier

